



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in den Jahren 1728 und 1729 gebracht hatte. In dem letztern führte ein um ein Jahr jüngerer Landsmann, der nach seinen Studien und großen Reisen sich in Frankfurt niedergelassen hatte, die vierte Tochter Lindheimers, Katharina Sibylla, als Gattin heim. Johann Michael von Loen, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, reicher Kunst- und Büchersammlungen und weiter Welterfahrung, bildete in Frankfurt den Mittelpunkt eines gediegenen Gesellschaftslebens, während er für sich seine Betrachtungen über das Wahre und Gute unablässig verfolgte und das Ideal eines tugendhaften Christen und Weltbürgers immer lebendiger sich ausbildete. War auch Lextors Thätigkeit und Sinnen mehr auf das wirkliche Leben gerichtet, so fehlte es doch nicht an Berührungspunkten mit seinem reichgebildeten Schwager, besonders in der Verwerfung alles den Geist der Religion verzerrenden Gezänkes der Schriftgelehrten und des mystischen Pietismus, der zu Frankfurt als Nachwirkung Speners unter verschiedenen Formen sich breit machte.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Romane.



cute wollen wir über die jüngsten Romane von drei Schriftstellern Bericht erstatten, die sich alle aus denselben bekannten Gründen gemüßigt sehen, alljährlich dem deutschen Lesepublikum ein neues Buch vorzulegen. Der Zufall — nicht der Verleger — hat sie uns in die Hände gespielt, und eine günstige Mußestunde hat uns gestattet, sie zu lesen, was freilich nicht immer der ergöglichste Zeitvertreib war. Friedrich Spielhagen, Julius Wolff und Paul Lindau sind die Namen der drei Schriftsteller. Gemeinsam sind ihnen nur ganz äußerliche Eigenschaften: sie leben alle drei in Berlin, sie gehören, jeder in seinem Kreise, zu den sogenannten beliebten Schriftstellern, sie haben jeder eine mehr oder minder verdienstliche litterarische Vergangenheit, und sie lassen alle drei ihre Romane, bevor sie in Buchform erscheinen, fortsetzungsweise in einem oder mehreren Tagesblättern drucken, wie das jetzt aus Geschäftsrücksichten allgemein geübt wird. Im übrigen sind die drei Verfasser so verschieden geartet, als nur möglich: verschieden im Naturell, in der Tendenz, in der Technik. Aber diese Verschiedenheit hat uns gerade interessirt, denn die Erkenntnis derselben förderte die Erkenntnis jeder einzelnen Erscheinung, ebenso wie sie Einsicht in die Mannich-

faltigkeit des modischen Geschmacks gewährte, auf welche hin wir ja überhaupt solche Bücher lesen. Denn mehr als flüchtiges Modewerk ist keines von den dreien. Dabei trifft es sich ganz gut, daß von den drei Schriftstellern jeder typisch für seine Art ist.

Mit dem ältesten und angesehensten machen wir gebührenderweise den Anfang, mit Friedrich Spielhagens neuestem Roman (in drei Büchern): *Noblesse oblige* (Leipzig, Staackmann). Die Handlung dieses Romans spielt in Hamburg, und zwar in jenem Hamburg, welches zur Zeit der Napoleonischen Kriege von einem französischen Korps besetzt und mit der rücksichtslosesten Härte vom Eroberer behandelt worden war, bis es 1815 mit dem ganzen übrigen Deutschland das fremde Joch abschüttelte. Wer Spielhagen kennt, und weiß, wie nachdrücklich er den historischen Roman ablehnt und nur die Gegenwart als den rechten Stoff der Romandichtung gelten läßt, wird überrascht sein, ihn gleichwohl auf den Bahnen der Geschichte zu treffen. In die Geschichte ist in *Noblesse oblige* sogar mit viel Sorgfalt und Ausführlichkeit berücksichtigt. Übersieht man aber die ganze Erzählung von rückwärts, von ihrem Ausgange bis zum Anfang, dann wird man sich nicht mehr verwundern und finden, daß sich Spielhagen prinzipiell treu geblieben ist. Er hat eine sehr zeitgemäße Frage in *Noblesse oblige* aufgeworfen und in seiner Art und mit den Mitteln des Erzählers beantwortet. Es ist künstlerisch sogar sehr gut motiviert, daß Spielhagen die Darstellung seines Problems in eine historische Zeit, in eine ideale Ferne zurückgeschoben hat. Die Zeit der Befreiungskriege ist ganz angemessen gewählt, denn in jenen Jahren haben die erregten Leidenschaften und Gegensätze das Problem noch schärfer zugespitzt, als in der immerhin friedlicheren Gegenwart; jede Verschärfung der Motive ist aber künstlerisch ein Vorteil.

Das von Spielhagen ergriffene Problem ist ganz aus der Gegenwart geschöpft. Die beherrschende Idee unsrer Zeit ist der nationale Gedanke. In diesem Gedanken geht, kann man sagen, heute all unser Geistesleben auf. Die Politik ist national, die Wissenschaft ist national, Kunst, Religion sollen ebenso national sein, wie Industrie und aller Handel und Wandel. Mißtrauisch, gehässig, erbittert, jeden Augenblick zum Losschlagen bereit, stehen sich die edelsten Nationen der Welt seit langen Jahren gegenüber. Das kriegerische, das eiserne Zeitalter hat man mit Recht die Gegenwart genannt. Wo sind die Zeiten hin, da kosmopolitische Schwärmer wie Schiller, Humanisten wie Wilhelm von Humboldt und Goethe von einer Verbrüderung der Nationen, von einer Weltliteratur träumten? Wohin jener Idealismus der „reinen Menschlichkeit,“ welcher alle nationalen Formen enthusiastisch übersah, um einem abstrakten Typus des menschlichen Geschlechts, der humanen Idee allein zu huldigen? Diese Zeiten sind dahin, wir sind jetzt Realisten, konkrete Denker! Wir wissen, daß jedes Volk seine bestimmte Eigenart hat, die durch dessen Geschichte und Natur bestimmt

ist; wir kennen und studiren die Geseze der Vererbung, wir türmen die Schranken der Rasseigenschaften auf, wir individualisiren die Menschheit bis auf den Einzelnen herab ganz im Gegensatz zum achtzehnten Jahrhundert, welches nach der metaphysischen Natur und Einheit des menschlichen Geschlechtes forschte und diese enthusiastisch erkannte. Das Wort „Mensch“ war für jene Zeit ein heiliges Wort, für die unsre ist es nur ein kalter Begriff, den wir mit vielen positiven Merkmalen erfüllen müssen. Und beide Seiten unsers Lebens, die betrachtende wie die handelnde, haben den ausschließlichen Kultus der nationalen Idee gefördert. Die Wissenschaften der Geschichte, der Philologie und Anthropologie haben nationale Gesichtspunkte verfolgt, und einzelne Philologen haben sich sogar mit dem widersinnigen Plane einer nationalen Ethik getragen. Als ob eine Moral, die nur für eine bestimmte Art von Menschen gilt, moralisch wäre! Daß vor allem die eiserne Not der Zeit uns gezwungen hat, die nationale Idee über alles zu stellen, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Und doch fühlen wir, daß der Kultus der Nationalität nicht der höchste ist und nicht der reinste, dem sich die Völker ergeben dürfen. Wir fühlen alle, daß nur die unaufgelösten Spannungen der politischen Lage der Welt uns zu dieser entschlossenen Einseitigkeit bestimmen, und das Blut des achtzehnten Jahrhunderts lebt noch immer kräftig genug in uns, um wenigstens den Wunsch wach zu erhalten, daß endlich einmal eine bessere Zeit kommen möge, die uns gestatten soll, so reine Humanisten zu sein, wie es die Begründer unsrer geistigen Einheit in voller Wirklichkeit waren. Und wenn irgend jemand den Beruf hat, unsre Empfänglichkeit für das reinere Ideal wachzuerhalten, so ist es der Dichter, der menschlichste Mensch, der reinste Mensch, der in den Formen des nationalen Geistes sich über die Befangenheit desselben zu erheben befähigt und berufen ist.

Auf diesen und ähnlichen Erwägungen beruht die Konzeption des Romans von Spielhagen, sie sind dessen eigentlicher Gehalt. Nur schade, daß der Verfasser nicht künstlerisch auf derselben Höhe steht wie reflektirend. Spielhagen stellt ein schönes, reich und groß angelegtes Mädchen in den schweren Widerstreit zwischen Nationalgefühl und Liebe. In Minnas Elternhause, dem des Hamburgischen Senators Warburg, ist nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen ein vornehmer Offizier, Marquis Henri d'Hericourt, einquartiert worden. Er ist das wahre Ideal eines feinen Mannes: schön, gut, wohlgebildet, ein Freund Rousseaus, ein Feind des unersättlich kriegerischen Napoleon, an dessen Fahne ihn nur seine nationale Pflicht und der Soldateneid fesselten. Das edle deutsche Mädchen hat er mit einer tiefen Liebe erfüllt, die er glühend erwiderte, und in dem Jahre, da die deutsch-nationale Leidenschaft noch unter der Oberfläche glühte, haben sie sich verlobt. Minna ist ihrerseits als Deutsche nicht minder national und patriotisch gestimmt. Spielhagen hat in ihr eine weit über die normale Größe hinausragende heroische Gestalt geschaffen, die aber deswegen noch nicht unwahrscheinlich ist. Seine Zeit sah diesseits und jenseits

des Rheines heroische Frauen. Der Fortschritt der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich und auch die Bedrängnis in der eignen Familie zur Zeit der Abwesenheit des Geliebten aus Hamburg machen Minnas Verlöbniß immer verhängnisvoller. Ihr Vater, ein wankelmütiger, in seiner charakterlosen Schwäche selbstüchtiger Mann, hat in dieser Kriegszeit sein Vermögen eingebüßt und wird vom Bankerott bedroht; ihr heißgeliebter Bruder, welcher mit Napoleon nach Rußland mußte, bedarf des Geldes, um heimkehren zu können, nachdem er von der verhassten Armee geflohen ist; eine Schwester Minnas will heiraten; und alles dies kann nur ermöglicht werden, wenn sich diese dazu entschließt, von dem geliebten Franzosen zu lassen und dem reichen Großhändler Willow die Hand zu reichen, der bisher vergeblich um sie geworben hat. Willow ist der verkörperte Geldmann: kein Funke Nationalgefühl glüht in ihm; die Wechselfälle des Krieges sind ihm nur vom Standpunkte des Kurszettels wichtig; er ist stolz darauf, eigentlich durch Erziehung und Geschäft ein Engländer zu sein; er ist ein roher Lüftling, den nur Minnas Schönheit reizt. Er weiß, daß sie ihn nicht liebt, sie hat es ihm ausdrücklich gesagt, gleichwohl begehrt er sie. Den vielen auf sie einwirkenden Motiven giebt Minna endlich nach und opfert sich ihrer Familie, indem sie sich mit Willow vermählt. Nun nimmt sie den regsten Anteil an der patriotischen Bewegung der Stadt, die Führer derselben kommen in ihrem Hause zusammen; während der Belagerung richtet sie bei sich ein Spital ein, und keine Demütigung durch den rachsüchtigen Feind wird ihr erspart. Allein ihre unwahre Ehe bringt ihr kein Heil. Willow entzieht sich durch die Flucht nach England den Gefahren des Krieges und läßt sie schutzlos zurück. Oft hatte sie daran gedacht, sich durch Selbstmord der ganzen Lebensqual zu entziehen, allein sie hielt sich an die einmal angenommene Devise: Noblesse oblige! Schließlich trifft sie noch mit ihrem geliebten Henri zusammen. Sie hat erfahren, daß er ihr treu geblieben ist, und daß ihr Vater sie durch Unterschlagung der Briefe schändlich betrogen hat. Sie will sich nun von Willow scheiden lassen, um ganz dem Marquis in legitimer Ehe angehören zu dürfen. Allein da treten alle nationalen Gegensätze in geschlossener Phalanx auf, ihr eigener Bruder verachtet sie wegen der Liebe zu dem nationalen Feinde, und ein Duell zwischen beiden verhindert sie nur durch ihre Flucht und völlige Entsagung.

Hier hätte die Geschichte schließen sollen; was nun folgt, ist ein sentimental kümmerlicher Schluß. Hericourt, der Minna nachgeilt, kommt bei dem übermenschlich edeln Versuche, ihren ihm und ihr verhassten Gatten aus einem im Angesicht der Küste strandenden Schiff zu retten, gleichzeitig mit Willow um, und Minna bleibt allein zurück, um in langen Jahren der Einsamkeit auf Willows Schlosse über die Tragödie ihres Lebens nachzudenken. Die Zeit vertreibt sie sich durch Wohlthun in großem Stile.

Paul Heyse hätte (wie z. B. im „Roman der Stiftsdame“) vom Abschluß

dieser Handlung den Ausgang der Erzählung genommen und diese selbst in die gedämpfte Tonart der Erinnerung getaucht, in das Abendlicht der Entfugung und Überwindung gerückt, die mit dem mehr elegischen als tragischen Grundcharakter der Erzählung harmoniren; er hätte auch die größte Sorgfalt auf die Form gelegt, denn originell ist die Erfindung gerade nicht, und die innern Kämpfe Minnas sind die Hauptsache. Die Fabel ist geeignet für eine Novelle, aber nicht für den Roman, wie Spielhagen meint. Leider hat er durch seine redselige Erzählungsweise die Geschichte sehr langweilig dargestellt, um gut die Hälfte zu breit ausgesponnen. Spielhagen selbst betont merkwürdigerweise mit Nachdruck, daß der Epiker das Reflektiren zu meiden habe; aber wie viele lange Bogen hindurch Spielhagen im Namen seiner Gestalten reflektirt, das kann kaum nachgezählt werden. Mit dieser Manier hat er auch seinen letzten Roman „Was will das werden?“ über Gebühr aufgebauscht und ihm trotz des gelungenen ersten Bandes den Erfolg unmöglich gemacht. Durch eine kürzere, sich auf das Nötigste beschränkende sprachliche Darstellung wären alle die schönen Situationen und Charakterbilder von Noblesse oblige zur gebührenden Geltung gelangt, während sie jetzt mit dem geschmacklos sentimentalischen Schluffe in einem Meere von Worten untergehen. Dieser Schluff, der den Hericourt umbringt, bringt auch die Pointe der Erzählung um. Minna verzichtet jetzt nicht aus Gründen des unversöhnlichen nationalen Gegensatzes auf den geliebten Franzosen, wie es die Idee des Dichters fordert, sondern ein blöder Zufall entreißt ihr ihn. Vielleicht fühlte Spielhagen die Unmöglichkeit, Poesie mit politischer Stimmung zu vereinigen? Vielleicht fühlte er, daß nach all den vorangegangenen Prüfungen seine Minna, ohne einen Verrat an der nationalen Idee zu begehen, ihren Marquis wohl hätte heiraten dürfen? Der Leser mit unbefangenen Instinkten dürfte in der That auch diese Forderung stellen, die wohl zu erwecken, nicht aber zu befriedigen Spielhagen für passend hielt. Der Dichter darf kein Opportunist sein, kein halber Mensch — Spielhagen ist ein solcher. Für sich selbst hat er nicht die Konsequenz seiner Devise: Noblesse oblige! zu ziehen den Mut gehabt, oder er hätte eine andre Fabel erfinden müssen.

Da ist Julius Wolff ein ganz anderer Mann. In seiner „Heiratsgeschichte aus dem Neckarthal“: Das Recht der Hagestolze (Berlin, G. Grote, 1887) tritt er weit anspruchsloser auf als Spielhagen. Er will keine großen sozialen oder sittlichen Probleme aufstellen und lösen, er hat es sogar aufgegeben, mit seiner altdeutschen Wissenschaft zu prunken, er bemüht sich, obgleich seine Geschichte im vierzehnten Jahrhundert spielt, gar nicht darum, ein Stück Kulturgeschichte zu schreiben, er hat seine Sprache von archaischem Beiwerk gesäubert, er geht schnurgerade auf das einzige Ziel los: seine Leser oder vielmehr seine lieben, schönen, jungen Leserinnen so gut zu unterhalten, als er vermag, und man kann sagen, was man will: er schlägt alle kritisch-pedantischen Bedenken

durch seine gute Laune und durch die frische Anmut nieder, mit der er sein Ziel erreicht. Und am Ende ist ja dieses Ziel die Hauptsache bei aller Romanschreiberei! Wolff hat sich in seiner „Heiratsgeschichte aus dem Neckarthal“ den Teufel um die historische Treue geschoren. Seine Raubritter können alle sehr gut schreiben und lesen, sie sprechen durchweg das modernste Deutsch des bürgerlichen Hauses, und sie sind auch von allen jenen Motiven bewegt, die den letztern Stand heute zumeist interessieren. Im Grunde sind es flotte Studenten oder bemooste Häupter, die ein fideles Leben ohne Kummer und Sorgen führen, jagen, reiten, lieben, scherzen, duelliren, wie es gerade kommt. „Junggesell“ und „Schwiegermutter,“ das sind die heitern Stichworte.

Nicht ohne einen ernstern Hintergrund, der in den Stockungen uners wirtschaftlichen Lebens zu suchen ist, hat der modischste Witz die „Schwiegermutter“ zum Stichblatt seiner Angriffe genommen, was ihm freilich selbst kaum zu Bewußtsein gekommen sein mag. Julius Wolff hat tapfer zugegriffen und die Junggesellenangst vor der Schwiegermutter in seiner lustspielartigen Erzählung verwertet. Dabei hat er seine harmlose Geschichte mit allen ihren jugendlichen Charakteren sehr nett komponirt, die Spannung glücklich zu steigern verstanden, mit anmutiger und schier unerschöpflicher Erfindung die Hindernisse auf den von uns wohl vorausgeahnten Weg zum Ziele gelegt, sodaß der naive Leser seine helle Freude an den tausend Überraschungen haben kann, die ihm vor der glücklichen Doppelheirat noch zu Teil werden. Ernsthaft auf die lustige Geschichte einzugehen, wobei man vielleicht auf die kecken Sprünge in der Motivierung, auf mancherlei Unwahrscheinlichkeiten im Gewebe der Handlung geraten könnte, ist nicht nötig. Es genüge die Andeutung, daß das Recht der Hagestolze sich auf ein verschollenes altes Gesetz in der Kurpfalz gründet, welches dem Lehnshearn die Befugnis einräumt, über den Nachlaß eines jeden im Junggesellentum verstorbenen Ritters, der über fünfzig Jahre zwei Monate und sechzehn Tage alt geworden ist, zu seinen eignen Gunsten zu verfügen; die Familie des Ritters erhält von dem Junggesellenerbe keinen Deut! Junker Hans Landschad ist schon neunundvierzig Jahre alt, ein prächtiger, liebenswerter Mann, aber aus Angst vor der mit in die Ehe zu nehmenden Schwiegermutter hat er bisher um keinen Preis auf sein ungebundenes Hagestolzenthum verzichten wollen. Tief im Herzen allerdings trägt er die Liebe zur schönen Gräfin Juliane von der Minneburg verborgen, die seit wenigen Jahren Witwe nach einem ungeliebten Manne ist. Aber ihr Geschlecht ist mit dem der Landschads sehr verfeindet, und der Verkehr zwischen den spröden Menschen — denn natürlich liebt Juliane im Geheimen den Junker Hans auch nicht wenig — ist gänzlich abgebrochen. Dennoch haben die Landschads das größte Interesse daran, den Junker Hans unter die Haube zu bringen. Der Kurfürst ist ihnen (natürlich!) auffässig, seine Konfiskation des Hansschen Gutes würde den ganzen Landbesitz der Landschads zerstückeln, und Juliane ist (natürlich!) die einzige

passende Frau für Junker Hans im ganzen Neckarthal. Es wird daher eine Intrigue gesponnen, welche die unbewußten Liebesleute zusammenbringen muß, und nun rollt das Wägelchen von selbst weiter. Einen naiven, aber männlich schönen, tapfern, großmütigen Liebhaber, eine spröde Frau, einige muntere, vorwitzige Backfische, eine in der Eifersucht sich still verzehrende Nebenfigur, die brave Hausfrau, der kurzangebundene Hausvater, der aber Spaß versteht — es sind lauter bekannte Typen aus dem deutschen Lustspiel, die aber Wolff mit frischen Farben und unausbleiblichem Erfolge wieder vorgeführt hat.

Unser Weg führt uns abwärts von der Höhe des Idealisten Spielhagen durch die heitere Bürgerlichkeit Wolffs zu der Schilderung des sozialen Elends im Proletariat der Großstadt, welche Paul Lindau in seinem Roman: *Arme Mädchen* (zwei Bände; Stuttgart und Berlin, W. Spemann) entworfen hat. Spielhagen und Wolff sind, wenn auch mit wechselndem Glück, dichterische Naturen, Paul Lindau ist seinem Wesen nach ein Advokat, in diesem Falle Staatsanwalt und Verteidiger zu gleicher Zeit. Er schildert nicht mit der unbefangenen Gestaltungslust des Künstlers Menschen der verschiedenen Art, sondern er verfolgt eine Tendenz, diejenige nämlich, die Ungerechtigkeit unsrer gesellschaftlichen Einrichtungen vorzuführen und zu geißeln. Die Romanform ist ihm nur das geeignetste Mittel, diese Tendenz in den weitesten Kreisen zu verbreiten, und da er sich auf die Künste der Spannung und Nährung wohl versteht, so erreicht er auch seinen Zweck in ausreichendem Maße. Eine Prüfung verträgt allerdings solch ein Roman nicht. Der Erzähler stellt sich von vornherein auf einen einseitigen Standpunkt, er nimmt eine Abstraktion vor, eine Trennung von unlösbar miteinander verwickelten Mächten, den zufälligen, äußern, materiellen und den sittlichen, um seine Anschauung recht drastisch zu beweisen, und dadurch wird sein Bild unwahr. Denn jedes Menschenleben ist das Produkt des untrennbaren Sineinanderspiels der Verhältnisse und des Charakters, Lindau will nur die Verhältnisse vorführen. Er will uns nachweisen, daß die gesellschaftlichen Vorurteile und Zustände einem armen Mädchen der Großstadt es schlechtweg unmöglich machen, ohne seine Tugend zu verlieren und ohne zu heiraten, das Leben zu fristen. Er führt uns in Zahlen, in Worten und Handlungen den Nachweis, daß die Mädchen aus den untern Volksklassen nicht so viel Mark verdienen, als sie auch nur für die allerbescheidensten Bedürfnisse brauchen; daß sie demnach sehr verzeihlich handeln, wenn sie sich in allerlei intime, aber höchst flüchtige Beziehungen zu Männern einlassen, um nur einigen Zuschuß zu bekommen; er giebt uns eine kleine Typensammlung solcher Mädchen, die von ihrer Schönheit halb oder ganz leben. Dieser Gruppe stellt er ein andres Mädchen entgegen, welches von Natur aus keusch angelegt ist, das nicht aus eingetrichterter Moral, auch nicht durch gutes Beispiel geleitet, sich schlechtthin rein sittlich beträgt, das ist seine Heldin Margarete Lessen. Durch einen abenteuerlichen Zufall wird sie sogar in die Lage versetzt,

sich Kenntnisse anzueignen, die ihr eine bessere pekuniäre Stellung verschaffen können, als es die einer Maschinennäherin ist. Aber trotzdem geht sie unter, findet keine angemessene Beschäftigung, muß sich als Krankenwärterin im Irrenhause das armseligste Brot erwerben, und schließlich bringt sie sich aus Verzweiflung um. Tragen an diesem Selbstmord, der die heutige Gesellschaft aufs heftigste anklagen soll, wirklich nur ihre gemeinen Vorurteile, ihre rücksichtslose Selbstsucht die Schuld? Nein! Hier zeigen sich die Sophismen des Erzählers. Grete stirbt nicht an dem gesellschaftlichen Übel, sondern an gebrochenem Herzen, an einer hoffnungslosen Liebe. Sie liebt jenen Wohlthäter, der sie aus dem Elternhause — einer wahren Hölle — befreit hat, allein er ist ein junger, schöner, gutmütiger Grafensohn und Erbe von Millionen, der sie niemals heiraten wird. Wie, wenn Grete sich in einen andern Wohlthäter verliebt hätte? oder wie, wenn sie zwar tief dankbar geworden wäre, ohne als Weib tief zu lieben? Damit fällt natürlich das Kartenhaus der Lindauschen Anklage zusammen, und er erzählt uns eine so simple und alltägliche Liebesgeschichte wie tausend andre mittelmäßige Romanschreiber.

Dennoch ist ja viel, leider sehr viel Wahrheit in seinen Schilderungen großstädtischen Elends. Er hat sie durch eine interessante Kontrastfigur zu Margarete ergänzt. Regine von Sellnitz ist auch ein armes Mädchen, muß auch arbeiten, um Geld zu verdienen, allein sie ist nicht die Tochter eines Proletariers, sondern eines bei Königgrätz gefallenen Offiziers. Es wird sogar angedeutet, daß Regine und Grete Schwestern durch denselben Vater waren. Allein so wie der Proletarierin der böse Anhang der Familie immer und überall unheilvoll über den Weg läuft, so kommen der Offizierstochter alle guten Vorurteile und Bevorzugungen ihres Standes zu gute. Regine ist nicht um ein Haar besser als die Mädchen aus dem Volke, ja sie ist Greten nicht entfernt sittlich gleichzustellen; Regine hat sogar ihre Unschuld in einem tollen Augenblicke dahingegeben, dennoch macht sie Karriere. Nicht Grete, sondern Regine erhält die vornehme Stellung einer Gesellschaftlerin der Gräfinmutter, und Lindau treibt seinen Hohn auf die Spitze, indem er, obgleich die Gräfin genau um das Vergehen des Mädchens weiß, Reginen mit eben jenem jungen Grafen vermählt, um deswillen Grete sich ins Wasser geworfen hat. Natürlich ist diese Handlung, gemessen an unsrer Wirklichkeit, so unwahr wie die erstere. Aber des Kontrastes wegen und um die Macht der gesellschaftlichen Vorurteile zu beleuchten, sind beide Handlungen so sehr auf die Spitze getrieben. Ihre Wirkung schlägt daher in das Gegenteil der Absicht Lindaus um. Man sagt sich: allerdings besteht viel Elend in der Welt, es ist sehr zu wünschen, daß die Menschen alle für ihre Arbeit so viel Lohn erhielten, daß sie wenigstens leben könnten, denn jeder Geborene hat das Recht zu leben, und es ist eines unsrer Ideale, daß ihm dies nicht verkümmert werde. Allein die Unterschiede der Stände und ihre Vorurteile werden so lange bestehen, als es überhaupt eine

Gesellschaft giebt; denn diese Gesellschaft kann nicht immer von vorn anfangen, sie ist natürlicher- und notgedrungenenerweise gezwungen, mit dem geschichtlich Gewordenen zu rechnen; sie kann nicht jeden Einzelnen auf Herz und Nieren prüfen und muß zum Hilfsmittel greifen, ihn nach Herkunft und Stand und äußern Verdiensten zu beurteilen. Aber deshalb darf unser Vertrauen auf den Wert, die Wahrheit und die Macht der Sittlichkeit nicht erschüttert werden. Es ist verdienstlich, auf die Leiden der Menschheit hinzuweisen und zu deren Heilung anzustacheln, allein es ist nicht der Beruf der Kunst, dies auf Kosten der Wahrheit zu thun.

Wien.

Moriz Necker.



Gegen den Strom.



Unter diesem Titel giebt seit etwa drei Jahren eine „litterarisch-künstlerische Gesellschaft“ in Wien eine Reihe von Flugschriften heraus, die alle die kleinen Laster und Schwächen, welche in der Gegenwart im allgemeinen und insbesondere in Oesterreich und in Wien hervortreten, aufzudecken und zu geißeln die Absicht haben. Gleich hier sei bemerkt, daß die Mitarbeiter, welche sich einige Zeit nach dem Erscheinen ihrer Beiträge nennen, keineswegs das bilden, was man eine Clique zu nennen pflegt. Mit Ausnahme der berechtigten Absicht, die wohl jedem buchhändlerischen Unternehmen innewohnt, auf seine Kosten zu kommen, verbindet dieses hier kein eigennütziges Interesse. Es sind auch Journalisten dabei, aber sie gehören dem ehrenwertesten Teile der Wiener Journalistik an.

Bis jetzt sind sechzehn Hefte erschienen. Die Mehrzahl beschäftigt sich nicht mit den breiteren Schichten des Volkes, sondern mit den obersten Hunderttausend der Gesellschaft im eigentlichen Sinne. Da wird ihre Bildung einer scharfen Prüfung unterzogen (Die gebildete Welt, von Wengraf), ihre Lektüre und ihr Kunstgeschmack kritisiert (Unsre Kunstpflege von Julius Deininger, Der Roman, bei dem man sich langweilt, und Nach der Schablone von Gustav Schwarzkopf, Moderne Kunstliebhaberei von Albert Flg), das Vorrecht, daß sich die Frauen innerhalb derselben anmaßen, zurückgewiesen (von Gustav Schwarzkopf), der „Größenwahn“ der Männer gezeißelt (von Wengraf) und unter dem Schlagworte „Das Zeitalter der Deutlichkeit“ werden die naturalistischen Bestrebungen der Gegenwart, insoweit sie im gesellschaftlichen Leben hervortreten, geschildert und verurteilt.